

# Verweilverbot, du bist so hässlich!

Die wachsende Diskrepanz zwischen Worten und Taten untergräbt das Vertrauen der Regierten in die Weisheit der Regierenden

HANS CHRISTOPH BUCH

Das erste Opfer des Virus war die Sprache. Weckten Begriffe wie Schweinepest und Vogelgrippe noch halbwegs konkrete Vorstellungen, versagte notgedrungen die Phantasie bei dem Akronym Covid-19, das eher an Jupiter-Monde oder Computer-Passwörter erinnerte. Die Animation des Virus dagegen sah aus wie ein mit Nelken gespickter Hefekloss. Fortan war nur noch von Pandemie die Rede – die gute alte Epidemie hatte ausgedient.

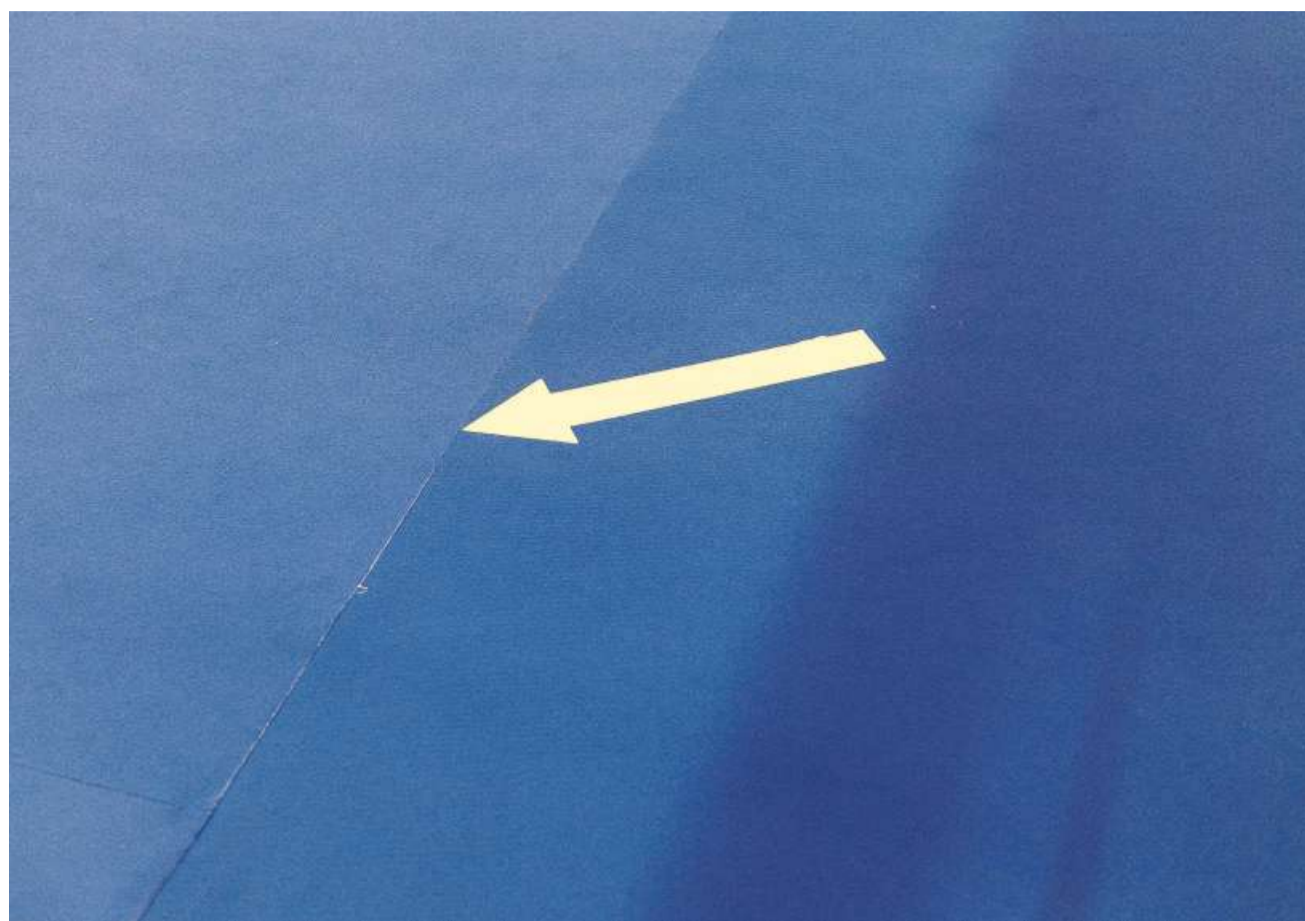
Zum Unwort des Jahres aber kürten die Juroren der Gesellschaft für deutsche Sprache nicht das inflationär verwendete Adjektiv *Corona-bedingt* oder die unerwünschte *Corona-Party*, sondern die von selbsternannten Querdenkern beschworene *Corona-Diktatur*. In Österreich stand das Unwort *Covidioten* zur Wahl, und selbst das schöne Verb *impfen*, ein Relikt aus der Zeit, als Römer den Germanen den Obstanbau beibrachten, wird verhunzt und verballhornt zur Unkenntlichkeit. Neuerdings ist meist vom *Verimpfen* die Rede, solange bis das durchgeimpfte Volk die *Herdenimmunität* erreicht – noch so ein hässliches Wort, Kehrseite und Gegenstück zur allseits geschätzten *Schwarmintelligenz*.

## Politik des Als ob

Bevor alles falsch wird, eine Klarstellung: Fernsehauftritte von Angela Merkel, die sachlich unterkühlt die neusten Anti-Corona-Massnahmen erläutert, rufen bei mir weder Übelkeit noch Erbrechen hervor, im Gegenteil: Ich stimme ihr zu, obwohl auch ich gern schneller geimpft (nicht verimpft) und gratis getestet würde. Beim letzten Mal wurden mir dafür 30 Euro abgeknöpft.

Kurz gesagt: Aus meiner Sicht gibt es keine praktikable Alternative zur Strategie der Bundesregierung, die auf Trial and Error beruht, weil nur so aus Fehlern zu lernen ist. Ein Beispiel dafür ist Andrei Tarkowskis Film «Stalker», dessen Protagonist jedes Mal ein Hufeisen wirft, wenn er vermintes Gelände betritt. Dazu passt ein Aphorismus von Kafka: «Der wahre Weg geht über ein Seil, das nicht in der Höhe gespannt ist, sondern knapp über den Boden. Es scheint mehr bestimmt, stolpern zu machen, als begangen zu werden.»

Versuch und Irrtum bedeuten ja nicht, dass jeder einzelne Schritt zur Pandemiebekämpfung richtig oder



Neue Gesetze, Verbote und Verhaltensregeln werden vollmundig verkündet, aber nur partiell umgesetzt.

ANNICK RAMP / NZZ

alternativlos ist, im Gegenteil: Er darf und soll kontrovers diskutiert und kritisch infrage gestellt werden.

Das tiefer liegende Problem aber ist die wachsende Diskrepanz zwischen Worten und Taten, die das Vertrauen der Regierten in die Weisheit der Regierenden untergräbt. Dieses Phänomen ist in vielen Politikfeldern zu beobachten: Es geht nicht länger darum, alles Menschenmögliche zu tun, sondern darum, den Eindruck zu erwecken, als werde alles Menschenmögliche getan. Neue Gesetze, Verbote und Verhaltensregeln werden vollmundig verkündet, aber nur partiell umgesetzt, weil ihre Überwachung und Implementierung Polizei und Behörden überfordert. Der Schein tritt an die Stelle des Seins, und in Anlehnung an Hans Vaihingers «Philosophie des Als Ob» könnte man von einer Politik des Als Ob sprechen, die reales durch fiktives Handeln ersetzt. Nicht zu verwechseln mit Arbeitshypothesen, die irgendwann widerlegt und aufgegeben werden.

So glaubte man noch vor 150 Jahren, Seuchen wie Typhus und Cholera würden durch Miasmen, giftige Ausdünstungen von Sümpfen oder stehenden Gewässern, verbreitet und die Pest werde durch ein todbringendes Fluidum erzeugt. Bis die Entdeckung von Bakterien und Viren den Irrglauben beendete und neu entwickelte Impfstoffe den Krankheitserregern zu Leibe rückten. Vorsichtsmassnahmen wie Abstandhalten, Schutzmasken und Stosslüften aber waren zu allen Zeiten bekannt, und vom Fluidum ist es nicht weit zu Aerosolen, die heutzutage als Virenschleudern gelten. Alles schon da gewesen!

## Strafe Gottes

Pandemien sind Hebel für böswertige Verschwörungstheorien: Im Spätmittelalter löste das Gerücht, die Juden hätten die Pest eingeschleppt, antisemitische Pogrome aus und führte zum Exodus deutscher Juden nach Osteuropa. Heute

stellen Impfgegner und Corona-Leugner oder QAnon Bill Gates an den Pranger. Eine historische Konstante war und ist die nicht nur unter Christen verbreitete Vorstellung, Seuchen seien eine Strafe Gottes für unser aller Sündhaftigkeit: ein Aberglaube, der Gegenmassnahmen nicht befördert, sondern behindert hat – ganz zu schweigen von der Ursachenforschung.

Den Bruch mit dieser verhängnisvollen Tradition markiert Daniel Defoes Buch über «Die Pest in London» (1722), fast zeitgleich erschienen mit seinem Robinson-Roman. Obwohl das Geschehen weit zurücklag – bei Ausbruch der Pest war Defoe fünf, zum Zeitpunkt der Niederschrift über sechzig –, weist der Text alle Merkmale einer modernen Reportage auf. Er beruht weniger auf Kindheitserinnerungen als auf der Auswertung von Arztprotokollen, Kirchenregistern sowie Gesprächen mit Überlebenden, die der Autor systematisch befragt oder, wie wir heute sagen würden, interviewt hat.

Daniel Defoe war Dichter, Journalist und Verleger in einer Person, und statt die Sündhaftigkeit der Menschen anzuprangern, beschränkte er sich auf die «Beobachtung von Tatsachen», mit Wendungen wie: «So erzählte man mir» oder «Da konnte ich meinem Verlangen zuzuschauen nicht länger widerstehen und ging hinein». Die folgende Passage zeigt seine Arbeitsweise in Regel und Beispiel zugleich und wirkt, mit Blick auf die heutige Pandemie, wie ein geisterhaftes Déjà-vu: «Wie in den Strassen Londons und vor der Börse Gras wuchs; wie selbst die belebtesten Plätze verlassen waren; wie der Handel zum Erliegen kam und nur wenige Läden offen blieben; wie eine gefüllte Geldtasche auf dem Pflaster im Posthof lag und niemand wagte, sie aufzuheben,

Es geht nicht länger darum, alles Menschenmögliche zu tun, sondern darum, den Eindruck zu erwecken, als werde alles Menschenmögliche getan.

bis ein Mann, der die Pest gehabt hatte und wieder gesund geworden war, mit einem Eimer Wasser und einer glühend roten Zange kam, die Tasche verbrannte und das Geld in den Eimer fallen liess.»

Zum Abgreifen von Hilfgeldern wird heute keine glühende Zange mehr benötigt – das Stellen eines Antrags genügt. Aber das ist eine Wissenschaft für sich, die viele Antragsteller überfordert; ob und wann wie viel Geld auf dem Postgirokonto ankommt, ist keineswegs sicher. Erstes Opfer des Virus war die Sprache: Das neueste Unwort heisst *Verweilverbot* und bezieht sich auf Seeufer, Parkbänke und andere Orte, wo man gerne verweilt. Was würde Goethes Faust wohl sagen, wenn der Augenblick den Zuruf: «Verweile doch! Du bist so schön!» so beantwortet: «Geht nicht – ist verboten!»

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller und lebt in Berlin. Zuletzt erschien von ihm «Robinsons Rückkehr: Sieben Leben des HC Buch» in der Frankfurter Verlagsanstalt.

# Hegel und die Schwarzwaldklinik haben einiges gemeinsam

Wenn der Wiener Philosoph Franz Schuh über das Sterben nachdenkt, muss einem das Lachen nicht vergehen

PAUL JANDL

Es ist nicht leicht, Franz Schuh zu rühmen. Und zwar deshalb, weil er es einem so leicht macht. Man muss ihn nur zitieren. Hat man ihn aber zitiert, liegt der Ball wieder bei einem selbst. «Die Eitelkeit ist ein Panzer, der den, der ihn trägt, verletzlich macht», schreibt der österreichische Philosoph ganz uneitel mitten hinein in einen seiner Essays. Sätze wie dieser finden sich in seinem neuen Buch «Lachen und Sterben» viele, und wer Aphoristiker werden möchte, soll sie sich aufschreiben. Franz Schuh aber ist kein Aphoristiker, der will, dass das Hirn vom Schlag der Erkenntnis getroffen wird. Er will, dass es sich immer weiterbewegt.

«Lachen und Sterben» ist eine sportliche Leistung. Gemeinsam mit dem Autor durchwandert man die grössten und die trivialsten Fragen des Lebens, während die gesammelte Weisheitsproduktion von Hegel bis zur Schwarzwaldklinik an einem vorüberzieht. Es gibt keine Berührungspunkte in diesem Sammelband aus Essays, Prosa, Gedichten und sogar einem Drama. Wie denn auch? Franz Schuh

ist ein furchtloser Solitär der Literatur. Grenzüberschreitend kämpft er gegen Beschränktheiten und braucht dafür nicht einmal viel Platz. Wenn es viele Romane voll mit Sätzen gibt, sind Schuhs Sätze voller Romane.

Weil das Sterben noch früh genug kommt, beginnt Franz Schuh in seinem Buch mit dem Lachen. Mit dem Wiener Schmah, der aber von beidem etwas in sich trägt. Den weltberühmten Wiener Schmah definiert der Philosoph als «Verarbeitung einer grundsätzlichen Missgunst». So etwas ist nicht immer lustig, für die Hervorbringung der lokalen Komik aber von grosser Bedeutung.

## Ein Risikopatient im Quadrat

Der Wiener Schmah versucht eine Umkehrung der Herrschaftsverhältnisse, indem er Gemeinheiten erfindet. Wer ihn beherrscht, der kann die anderen zu sich herunterziehen. Er kann sie in sein eigenes Unglück eingemeinden. Das ist befreiend. Im Grunde lässt sich vieles, was mit der Wiener oder der österreichischen Komik zu tun hat, an dieser Grundformel messen. Deshalb geht es

im weiteren Verlauf von «Lachen und Sterben» auch um Geistesgrössen des Wortwitzes. Um Johann Nestroy und Karl Kraus. Um Elias Canetti und Thomas Bernhard.

Wird das Wort im Sinne einer Solidargemeinschaft der Schwachen benutzt, oder triumphiert es im Elitären? Thomas Bernhard ist für Schuh in dieser Hinsicht ein fragwürdiger Zeitgenosse, während Nestroy, Kraus und Canetti ihre Zeitgenossenschaft in den Dienst einer höheren Sache gestellt haben: der Wahrheit. Diese Wahrheit schliesst nicht aus, dass man die Wahrheit über sich selbst nicht kennt und dass grosse Seher wie Kraus oder Canetti in der Selbstwahrnehmung ihren grössten blinden Fleck hatten.

«Lachen und Sterben» ist kein aus der Corona-Krise entstandenes Buch, und doch hat es mit ihr zu tun. Die Krise mit ihren Zumutungen und den um sie kreisenden Mutmassungen hat ein subjektives Zentrum, und das ist, wie könnte es anders sein, der Autor selbst. Franz Schuh ist Risikopatient im Quadrat, aber seine Quadratur des Kreises besteht darin, von sich abzusehen. Er nimmt die Debatten zwi-

schen den Mahnenden und den Entwarnenden wahr und plädiert dafür, gerade jetzt weniger dogmatisch als hypothetisch zu sprechen.

## Das eigene Schicksal auslachen

Hypothesen sind allerdings das, was die Leute in der Krise am wenigsten hören wollen. Nur ein kleiner Schritt ist es da von Canettis «Blendung» zu «Blendung heute», wie ein Aufsatz von Schuh heisst. Es geht um Diskussionskulturen, wie sie das Fernsehen mit seinen sogenannten Live-Diskussionen lebendig gemacht hat. Statt um Rede und Widerrede geht es ums Niederreden. Franz Schuh: «Siegen kann man allein, ganz allein, am Ende werden alle ganz allein gesiegt haben. Diskutieren kann man dagegen nur in Rücksicht auf andere, auf Gegner und Freunde.»

«Lachen und Sterben» ist auch, wenn nicht vor allem, ein grosses autobiografisches Buch. Nicht weil da einer aus dem Nähkästchen seines Daseins plaudert, sondern weil Franz Schuh bei seinen Gedanken auch immer erzählt, wie sie aus dem Leben kommen. Wie sie an ihm hängen. Mit seinen Gedanken

hängt der ganze Schuh am Leben. Und das im mehrfachen Wortsinn. Als der Wiener Philosoph mit schwerer Krankheit ins Spital eingeliefert wird, trifft er dort auf einen diensthabenden Arzt, der sein Werk kennt. Die Gefahr steht im Raum, dass die Krankheit letal sein könnte, und der Arzt sagt halb beruhigend: «Er hat sich ja immer für den Tod interessiert.» Franz Schuh dazu: «Ja, das stimmt, und auch der Tod hat sich für mich interessiert.»

Das Interesse des grimmigen Sensenmannes an uns ist leidenschaftslos, während wir von den Leidenschaften, die uns mit ihm verbinden, nicht loskommen. Unser eigenes Schicksal auszulachen und damit auch den Tod, kann eine Möglichkeit sein. Dafür ist «Lachen und Sterben» geschrieben. Alles zu seiner Zeit. «Lachend sterben», das wäre Wiener Schmah, ein Tingeltangel-tod. Ein würdeloser Versuch, die Herrschaftsverhältnisse noch in allerletzter Sekunde umzukehren. Aber so stirbt man nicht. Der Tod ist kein Schmah. Der Witz des Todes ist sein Ernst.

Franz Schuh: Lachen und Sterben. Zsolnay-Verlag, Wien 2021. 334 S., Fr. 38.90.